Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechenden Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 566. **Dienstag** den 6. November 1900. **94. Jahrgang.**

Die Wirren in China.

Herr Li und die Paotingfuer Todesurtheile.

Die Londoner Blätter berichten aus Peking ohne Datum über Taku vom 4. November: Li-Hung-Tschang wandte sich privatim an einige Gesandten und suchte sie zu bewegen, ihren Einfluß bei dem Feldmarschall Grafen Waldersee geltend zu machen, damit dieser die Vollstreckung der über die Beamten von Paotingfu gefällten Todesurtheile — verschiebe, natürlich mit dem Bestreben, sie ganz hintanzuhalten. Es gelingt ihm hoffentlich nicht, da nothwendig ein Exempel statuirt werden muß, um die chinesische Regierung endlich davon zu überzeugen, daß Ernst gemacht wird. Andernfalls wird man dieselbe nie zur Raison bringen, sie im Gegentheil noch in dem Gefühl der Ueberhebung und Ueberlegenheit bestärken.

Der kaiserliche Hof

kann jetzt, so wird berichtet, unmöglich vor dem nächsten Frühling nach Peking zurückkehren. Nach Berichten, die in Peking eingetroffen sind, droht in der Nähe von Singanfu ein Aufstand von Mohamedanern auszubrechen, der die Sicherheit des Thrones gefährden soll.

Das ist wohl auch nur eine Ausflucht. Droht die Erhebung gegen die Mandschu-Dynastie in des Kaisers nächster Umgebung überzugreifen, so sollte das ihn erst recht zu schleunigster Abreise nach Peking veranlassen, wo er unter dem Schutze der Mächte unbedingt sicherer wäre, als sonst wo in seinem Riesenreiche. Noch ist der Aufstand nicht ausgebrochen, und es wäre also noch Zeit zur Flucht.

Rußland und die Mandschurei.

Nach einer Nachricht der „Times" aus Peking, die über Taku unter dem 5. November eingegangen ist, richtete Admiral Alexejew an Li-Hung-Tschang die Mittheilung, in der er ihn über die Absichten Chinas bezüglich der Mandschurei befragt. Er fordert darin gleichzeitig China auf, die Verwaltung dieser Provinz unter dem Schutze Rußlands wieder zu übernehmen. Dies würde, so versichert Alexejew weiter, beiden Ländern zum Vortheile gereichen.

Die Lage im Süden.

Aus Hongkong, 5. November, berichtet „Reuter's Bureau": Nach Berichten aus Canton war die Explosion in der Nähe des Palastes des Gouverneurs am 28. October durch Dynamit verursacht, und zwar, wie man annimmt, zu dem Zwecke, große Mengen Kriegsbedarf, die im Palast lagerten, zu zerstören. Wie weiter berichtet wird, schmuggeln die Reformer in Canton Dynamit ein, indem sie es als einheimische Medicamente declariren. Die Zollbeamten beschlagnahmten ein auf solche Weise aus Macao eingeführtes Packet mit 18 Pfund Dynamit.

Flüchtlinge vom Ostflusse berichten, daß die Aufständischen 30 Meilen nordöstlich von Huitschau einen festen Platz errichtet haben. Die Aufständischen fordern von den Ortschaften Reis und Geld und geben gleichzeitig bekannt, wenn den Kaiserlichen Hilfe gewährt werde, würden die Dörfer verbrannt und die Bewohner niedergemetzelt werden. Die Kaiserlichen gehen in ähnlicher Weise vor. In Ausführung dieser Drohungen sind bereits verschiedene Dörfer zerstört worden; Brände kommen fast täglich vor. — Aus Canton, 3. November, wird berichtet: Heute sind 19 Straßenräuber hingerichtet worden.

Eine Gedenkfeier für Freiherrn v. Ketteler in Australien.

Aus Sydney 25. September, wird der „Welt-Corr." berichtet: Vor acht Tagen wurde hier in der Kathedrale durch den Cardinal-Erzbischof von Sydney, Monsignore Moran, eine feierliche Requiem-Messe für den deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler und die in China ermordeten katholischen Missionare celebrirt. Der erhebenden Feier, an der zehn Bischöfe theilnahmen, wohnten auch der deutsche Generalconsul mit den Viceconsuln, sowie die Officiere von den deutschen Kreuzern „Cormoran" und „Möwe" bei, die von dem Cardinal-Erzbischof besonders dazu eingeladen waren. Ueber dem Katafalk vor dem Chor waren die Flaggen Deutschlands und Frankreichs ausgebreitet, da diesen Mächten die Ermordeten angehörten, denen die Feier galt. Der Cardinal verherrlichte in längerer Rede die Märtyrer der Cultur und des Glaubens, den Freiherrn von Ketteler, den französischen Bischof von Mutden und die Missionare, die den Märtyrertod erlitten hätten. Er sprach die Hoffnung aus, daß den Mächten bald die Wiederherstellung von Frieden und Ordnung in China gelingen möge; dann würden wieder viele Missionare aus Deutschland und Frankreich dahin ziehen, um das Werk fortzusetzen. Nach Beendigung der Feier nahm der deutsche Generalconsul Veranlassung, dem Cardinal für die Ehrung, die er dem Andenken des deutschen Gesandten erwiesen, wärmsten Dank auszudrücken.

Der Krieg in Südafrika.

Präsident Krüger.

Betreffs der Nachricht aus Amsterdam, daß Dr. Leyds den Präsidenten Krüger weder in Port Said, noch in Marseille auf der „Gelderland" begrüßen wird, kann die „Tägl. Rdsch." aus bester Quelle versichern, daß dem so ist. Es liegt aber durchaus kein Verdet noch Wunsch der holländischen Regierung vor, sondern die ganz natürliche taktvolle Auffassung seitens der in Frage kommenden Persönlichkeiten: Alles zu vermeiden, was der holländischen Regierung irgendwie unangenehm sein könnte oder werden möchte. Eine officielle Begrüßung auf einem holländischen Kriegsschiffe wäre eine Handlung, die Anstoß erregen könnte, ebenso eine Berathung. Präsident Krüger ist Gast Hollands, und ein Gast hat als vornehmste Pflicht, jede Handlung zu unterlassen, die seinem Wirthe Unzuträglichkeiten zu bereiten im Stande ist. Ein Kriegsschiff ist eine schwimmende Festung, demnach ist für jedes Begehren auf demselben die Militärbehörde und nicht blos die politische Behörde verantwortlich. Man kann nach dem Privatrecht nicht verhindern, daß Berathungen auf privaten Grund und Boden oder in geschlossener Gesellschaft stattfinden, sofern die Gesetze des Landes beobachtet werden. Man darf aber jedenfalls nicht zulassen, daß solche Berathungen in einem Staatsgebäude stattfinden, sonst ergreift der Staat, der solches zuläßt, Partei, daher muß jede officielle Begrüßung und Berathung an Bord der „Gelderland" unterbleiben. Alle Nachrichten über den Aufenthalt des Präsidenten Krüger sind, wie bereits früher gemeldet, verfrüht. Derselbe wird erst nach seiner Landung bestimmen, was zu geschehen hat. Die Empfangsvorbereitungen werden aufs Gerathewohl getroffen, denn Niemand vermag zu sagen, ob der Präsident dieselben annimmt. Dr. Leyds ist zur Zeit von Brüssel abwesend.

Der Antwerpener „Matin" schreibt: Es ist ziemlich natürlich, daß man neugierig ist, auf welche Weise Krüger seine Zeit in Brüssel zubringen wird. Es war ohne Zweifel nicht für seine persönlichen Bedürfnisse, noch für sein Vergnügen — Krüger ist mäßig wie ein Spartaner, und sein einziges Vergnügen ist, im Familienkreise die Bibel zu lesen und die Pfeife zu rauchen, — daß Präsident Krüger 30 000 000 Frcs. mitgenommen und in europäischen Banken hinterlegt hat. Es ist dies ein schönes Sümmchen, mit dem er wahrscheinlich versuchen wird, die Rechte Transvaals zu vertheidigen, die Agitation lebendig zu erhalten, und überhaupt den Engländern allerlei Schwierigkeiten zu schaffen. Das wäre allerdings hinausgeworfenes Geld, da in der Politik nichts gegen ein fait accompli zu machen ist. Es ist selbstverständlich, daß derartige Projecte, wie man sie Krüger zumuthet, sich für uns zu Complicationen unserer auswärtigen Beziehungen gestalten könnten. Es wäre auch sehr leicht möglich, daß sich die Manifestationen wiederholen würden, wann und wo Krüger sich zeigt. Es wäre also unsinnig unsererseits, und es hieße unsere Würde compromittiren, wollen wir uns, aus rein theologischen Erwägungen, in Dinge einlassen, die uns diplomatische Vorstellungen zuziehen und uns zum Rückzuge verpflichten könnten. In dieser Auffassung der Sachlage liegt übrigens durchaus keine Feigheit. Sie läßt sich in Folgendem zusammenfassen. Wollen wir den Krieg erklären, um den Boeren ihre Unabhängigkeit wiederzugeben? Nein — nicht mehr? Das wäre unmöglich. Also! Dann aber ist die außerordentliche Wichtigkeit, die die Blätter den südafrikanischen Ereignissen wie einer nationalen Frage beilegen, dann sind die heftigen Polemiken und die englandfeindlichen Manifestationen bloße Schläge ins Wasser, und es wäre vernünftiger für uns, sich ihrer ganz zu enthalten. Diese Manifestationen und diese heftige Polemik wären nun um so unangebrachter, als die Anwesenheit Krüger's in Brüssel ihnen eine tiefere und schwerere Bedeutung beilegen würde. Es wird auch gemeldet, König Leopold werde demnächst nach London reisen, um durch seinen Besuch bei der Königin Victoria den ungünstigen Eindruck, den diese feindliche Stimmung in England hervorgerufen, zu verwischen. Wenn eine Beziehung zwischen dieser Reise des Königs der Belgier und der baldigen Ankunft Krüger's in Brüssel besteht, so muß man zugeben, daß das eine ganz natürliche Beziehung wäre.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. November.

Die Zustände in der **Berliner Criminal-Polizei**, die durch einen sorben schwebenden Sensationsproceß beleuchtet werden, beschäftigen weit über die Grenzen Preußens hinaus lebhaft die Oeffentlichkeit, die in dem Wunsche einig ist, daß hier mit einer eisernen Hand durchgegriffen werde. Wie ernst die leitenden Stellen die Vorgänge betrachten, geht daraus hervor, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident Graf Bülow gestern den Minister des Innern Freiherrn v. Rheinbaben zu einer Besprechung eingeladen hat und daß, um volles Licht über die Angelegenheit zu verbreiten, den betreffenden Beamten, unter Entbindung von der Pflicht zur Amtsverschwiegenheit, die Ermächtigung zur uneingeschränkten Aussage ertheilt und ein sofortiges unnachsichtiges Einschreiten im Disciplinarwege in der ministeriellen „Berliner Correspondenz" angekündigt worden ist. An dem ernsten Bestreben der preußischen Staatsleitung, eine ihren Aufgaben gewachsene und zuverlässige Criminalpolizei in Berlin zu schaffen, kann nicht gezweifelt werden. Was nützen aber alle Reformen, wenn Persönlichkeiten, wie sie jetzt in dem Processe Sternberg hervorgetreten sind, die Träger einer mit so verantwortungsschweren Aufgaben betrauten Behörde sind? In dem Erlasse des Ministers des Innern an den Berliner Polizeipräsidenten, der im December vorigen Jahres bekannt gegeben worden, ist in dieser Beziehung besonders eingeschärft worden: „bei Auswahl und bei Ausbildung der Criminalpolizeibeamten stets mit besonderer Vorsicht zu verfahren und besonders darauf zu achten, daß nur durchaus zuverlässige, aber gewandte und findige Personen, die eine Anlage für den Criminaldienst besitzen, angenommen werden." Ferner ist darin angeordnet worden, daß die Criminalbeamten auch nach ihrer Anstellung im Criminaldienst in ihrer Thätigkeit fortdauernd in Theorie und Praxis zu unterweisen sind und daß diese Beamten vor Einleitung aller wichtigen Maßnahmen die Entscheidung ihrer Vorgesetzten einzuholen haben. In der weiteren Entwickelung der Criminalsachen sollen die Beamten ihre Vorgesetzten stets auf dem Laufenden erhalten beziehungsweise deren Weisungen einholen; in besonders wichtigen Fällen soll sogar dem Minister des Innern Vortrag gehalten werden. „Bei Vermeidung nachdrücklichster Ahndung", so heißt es weiter, „haben die Beamten sich jedes eigenmächtigen Vorgehens, unbeschadet der Selbstständigkeit in der Ausführung ihrer Aufgaben, zu enthalten." Das sind Grundsätze, die jeder Reform in der äußeren Einrichtung der Criminalpolizei vorangesetzt werden müssen und die damals nicht nur in der Presse volle Billigung fanden, sondern auch in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses die Hoffnung erweckten, daß der Criminaldienst in Berlin zuverlässiger gestaltet werde. Was bisher bereits vorliegt, gestattet allerdings noch kein abschließendes Urtheil über jede der hervorgetretenen Persönlichkeiten, aber es beweist immerhin, daß die an die Reformmaßnahmen des Ministers des Innern geknüpften Erwartungen noch der Erfüllung harren. Hoffentlich gelingt es nach dem Abschlusse des Processes bald, diese Erwartungen zu erfüllen. Vorkommnisse freilich, wie die finanziellen Beziehungen des Polizeidirectors von Meerscheidt-Hüllessem zu einem Finanzmanne vom Schlage des Herrn Sternberg lassen sich auch durch die beste Verwaltungsorganisation nicht verhüten, weil sie ihren Grund in social-sittlichen Mißständen haben. Es wäre nicht möglich, daß ein Mann in der Stellung des Herrn von Meerscheidt-Hüllessem zu einem Sternberg gesellschaftliche und pecuniäre Beziehungen unterhielt, wenn nicht ganz allgemein der Respect vor dem Geldsack so groß geworden wäre, daß man sich in nur zu weiten Kreisen daran gewöhnt hat, im einzelnen Falle den Besitzer eines großen Vermögens auf seine moralische Qualität hin ungleich nachsichtiger anzusehen, als früher. Auch der Harmlosen-Proceß hat das bewiesen. Das Schwinden der Einfachheit aus der „vornehmen" Welt hat zweifellos zum guten Theile die Ueberschätzung des materiellen Besitzes verschuldet und damit ist die Abnahme der sittlichen Feinfühligkeit gefolgt. Diesen gesellschaftlichen Mißständen gegenüber versagt die Gesetzgebung; hier kann nur der freie Entschluß der Gesellschaft selbst, vor Allem ein vorbildliches Beispiel ihrer Spitzen, eine Aenderung herbeiführen.

Daß die **Socialdemokratie** die Zustände in der Berliner Criminalpolizei gerade so wie die „Buck-Affäre" ausnützt, um gegen die verhaßte „Bourgeoisie" zu hetzen und ihr vorzuwerfen, sie huldige einer „**Moral mit doppeltem Boden**", kann nicht überraschen. Während aber die bürgerliche Presse an jene Zustände denselben moralischen Maßstab anlegt, den sie an Zustände und Vorkommnisse im Lager der „Genossen" anzulegen pflegt, zeigt ein Artikel der in Köln erscheinenden Halbmonatsschrift „Deutsche Stimmen" auf's Neue, daß gerade auf socialdemokratischer Seite der „Moral mit doppeltem Boden" gehuldigt wird. Einer der jüngeren, zur positiven Arbeit hinneigenden Socialdemokraten, der Mannheimer Arbeitersekretär Katzenstein, hat in dem über seine Thätigkeit erstatteten Jahresbericht sich nicht darauf beschränkt, in herzzerreißenden Klagetönen die Unterdrückung der Arbeiter und die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Unternehmer zu schildern,

---

Feuilleton.

23]

Der Handschuh.

Roman von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

Ulrich war über dieses unerwartete Entgegenkommen betroffen.

„Sprecht", erwiderte er kurz, aber gespannt.

„Laßt Jene etwas zurücktreten, und ich sage Euch frei und offen, um was es sich handelt."

Und als Ulrich etwas mißtrauisch zögerte, und einen fragenden Blick auf Diepold von Andlau, der etwas abseits bei ihm stand, warf, fuhr Junker Neidhart überlegt und ruhig fort:

„Mißtraut mir nicht, gnädiger Herr. Ich bin allein, wie Ihr seht. Was könnte ich Euch thun? Und auch, wenn ich es könnte, würde ich mich an Eurer hohen Person nicht vergreifen. Denn Ihr seid mir trotz Allem lieb und werth. Ihr werdet das sofort begreifen, wenn Ihr mich hören wollt."

Er machte einen ehrerbietigen Eindruck, und so gab Ulrich seiner Begleitung einen Wink, sich weiter zurückzuziehen.

„Also, was habt Ihr zu sagen, Junker?" fragte Ulrich, als diese außer Hörweite war.

„Ich stelle Euch Burg Hohnack freiwillig und ohne Schwertstreich zur Verfügung, gnädiger Herr, wenn Ihr einwilligt, daß Eure Schwester Edelinde meine Frau wird."

„Ihr seid wohl toll, Junker!"

„Durchaus nicht. Edelinde hat schon eingewilligt, mein Weib zu werden, wenn Ihr zusagt. Thut das und sendet mir einen Geistlichen, der die Ehe vollzieht, und ich übergebe Euch Burg Hohnack gegen freien Abzug."

Und als Ulrich noch immer zögerte, fuhr Junker Neidhart nach einer kleinen Pause fort:

„Ich weiß, weshalb Ihr zögert, gnädiger Herr. Ihr glaubt, Herrn Diepold von Andlau Rücksicht zu schulden. Das trifft nicht zu, was immer geschehen sein mag. Denn sonst würde Edelinde nicht ihre Einwilligung gegeben haben. Diepold von Andlau hat keine Ansprüche an Eure Schwester. Von dieser Einwilligung trete ich auch nicht zurück, wenn Ihr mir Eure Wort versagt — —"

„Ihr wollt mich zwingen?" fragte Ulrich etwas spöttisch.

„Ja, gnädiger Herr", entgegnete der Junker trotz seiner höflichen und respectvollen Worte mit einer wilden Energie und Entschlossenheit in der Stimme. „Ich will Euch auch sagen, wie. Wenn Ihr glaubt, mich überwältigen zu können, so versucht immerhin Euer Heil an den Felsen von Hohnack, aber", fuhr er drohend und mit mühsam unterdrückter Schärfe fort, „beim ersten Sturm, den Ihr auf Hohnack wagt, werfe ich Euer neugebornes Söhnchen über die Mauer, den Felsen hinunter, und lasse beim geringsten Vortheil, den Ihr erreicht, Euer Weib folgen."

Entsetzt trat Ulrich einen Schritt zurück.

„Junker!" rief er drohend und erschrocken.

„Nun stürmt, Herr, wenn Ihr Lust habt. Und wenn Ihr zweifelt, daß ich mein Wort erfülle, so dürfte dieser Zweifel an der Leiche Eures kleinen Sohnes rasch schwinden. Ich mache nicht viel Worte, aber ich handle, und bin entschlossen. Nun entscheidet Euch, Herr. Wollt Ihr den Frieden, so bin ich zu Eurer Verfügung, wollt Ihr den Krieg, so bin ich auch da."

Wie starr vor Schreck, sah Ulrich dem Junker von Hohnack in die finsteren, entschlossenen Züge. Im ersten Augenblick mochte es ihm scheinen, daß da gar keine Wahl sei, daß er seine Einwilligung zur Ehe des Junkers mit Edelinde geben müsse. Was sollte er thun, wenn der Junker ihm das Messer so auf die Brust setzte? Dann aber kamen ihm verschiedene Bedenken. Wenn er nun auch seine Einwilligung gab und Edelinde wurde das Weib des Junkers, würde dieser dann auch sein Wort halten und die Burg übergeben? Welche Sicherheit konnte er geben? Und wenn er es auch wollte, hatte er die Macht dazu? War er unumschränkter Herr der Burg? Der Weg zur Einigung war also noch weit.

„Ihr habt eine Besatzung von Bauern in der Burg", begann Ulrich nach einer Pause wieder, „deren Hauptmann Lenz Mayer ist. Ich weiß das, weil ich soeben mit ihm gesprochen habe. Wie wollt Ihr diesen bewegen, in solche Abmachungen zu willigen?"

„Das überlaßt nur mir, gnädiger Herr", erwiderte der Junker überlegen. „Ich brauche Euch wohl nicht erst zu versichern, wie sehr ich mein Bündniß mit diesen ungeschorenen Klotzköpfen bereue. Sie sind frech und unverschämt, besitzen weder Bildung, noch Erziehung, und stinken. Bei der ersten Gelegenheit schüttle ich sie ab, wie man einen Winterrock abwirft, wenn das Frühjahr kommt. Diese sollen also unsern Handel nicht trüben. Mein Wittermort darauf, daß ich sie beseitige, so oder so, das darf Euch nicht kümmern, aber ich halte Euch mein Wort."

„Und bis wann glaubt Ihr Euch dieser Leute entledigt zu haben?"

„Bah, in einigen Tagen, gnädiger Herr. Denkt daran nicht mehr, als an eine vorübergehende Unpäßlichkeit, an einen gereizten Schnupfen oder Aehnliches."

„Gut, dann werde ich Euch in einigen Tagen, wenn ich weiß, daß Ihr unbeschränkter Herr auf Hohnack seid, meine Antwort wissen lassen, Junker. Einstweilen seien also alle Feindseligkeiten zwischen uns eingestellt. Ich will Euch die Umkehr von einem Weg, den Ihr als falsch und entwürdigend für einen Edelmann erkannt habt, nicht schwerer machen, als ich muß. Wenn ich Euch also in einigen Tagen einen Geistlichen nach Hohnack sende, so nehmt das als ein Friedenszeichen und als meine Einwilligung auf."

„Gnädiger Herr — — —!"

„Aber, erst müßt Ihr Proben geben, daß es Euch mit der Umkehr Ernst ist. Das Uebrige mache ich dann schon mit Edelinde ab."

„Und laßt etwas Schriftliches dabei sein, gnädiger Herr, aus dem ersichtlich ist, daß Ihr in die Ehe einwilligt. Nicht für mich, für mich braucht es derglichen nicht, aber für die Welber ist es immer eine gewisse Beruhigung, so eine getrocknete Haut in den Fingern zu haben."

Damit war die Unterredung beendet. Junker Neidhart stieg nach sehr achtungsvollen Grüßen und offenbar von dem Resultat der Unterredung befriedigt, von der Mauer herunter, und Ulrich von Rappoltstein ging, ebenfalls nicht ohne Befriedigung über die stattgehabte Abmachung zu den Seinen zurück. Er hatte Aussichten, ohne Blutvergießen und ohne pecuniäre Opfer in den Wiederbesitz einer verlorenen Herrschaft zu gelangen, das war bei der im Ganzen ruhigen und praktischen Charakter-Anlage dieses Herrn schon eine Errungenschaft, über die er zufrieden sein konnte. Ob er schließlich seine Schwester für Junker Neidhart von Hohnack ausstatten mußte, oder für Diepold von Andlau, das war ihm gleichgiltig, wenn er auch nicht verkannte, daß es mit diesem Letzteren einer besonderen Auseinandersetzung bedürfe.

IX.

Sehr begierig lagte der Junker von Hohnack bald nach dieser Zusammenkunft mit seinem früheren Herrn, und, wie er hoffte, seinem zukünftigen Schwager hinunter in das Thal, um zu sehen, wie die getroffenen Vereinbarungen wirken würden. Er zweifelte noch sehr, ob die Rappoltstein'schen Reisigen sich von Burg Hohnack zurückziehen würden, weil er fürchtete, es könnte vielleicht Diepold von Andlau gelungen sein, Herrn Ulrich eines Besseren zu belehren. Diepold war in dieser Beziehung scharfsichtiger als der eigene Bruder Edelinde's, und konnte leichter auf die kleine Verdrehung der Wahrheit kommen, die sich Junker Neidhart erlaubt hatte, als Jener. Es kam darauf an, in welchem Maße Diepold der Liebe Edelinde's sicher war, und ob es ihm gelingen würde, Ulrich von der Unwahrheit der Behauptungen des Junkers von Hohnack zu überzeugen. Aber auch selbst, wenn das geschah, was konnte denn schließlich passiren? Junker Neidhart war ebenso von seiner Klugheit überzeugt, wie jeder Andere, und glaubte, mit seinen Behauptungen vor Ulrich von Rappoltstein einen Geniestreich begangen zu haben. Dieser Letztere mochte glauben, was er wollte, wenn er nur abzog und seinen Pfaffen schickte. Dann, mit der Einwilligung ihres Bruders in der Hand, wollte er Edelinde schon zwingen, wenn nöthig, mit Gewalt, sein Weib zu werden.

„Sie ziehen ab", bemerkte Wolf Haßfling, der neben ihm stand.

„Noch halten sie auf ihrem alten Stand, hinter dem Waldrand darunter. Ich sehe sie ganz deutlich", entgegnete der Junker.

„Ich sage Euch, Junker, sie ziehen ab, wenn sie klug sind. Sie sind keine Nacht sicher vor der Burg. Und wenn sie auch glauben, daß sie von uns in Ruhe gelassen werden, so mögen sie doch jede Stunde riskiren, daß ein größerer Bauernhaufen hier oder dort erscheint, der sie auskundschaftet. Sie müssen abziehen, wenn wir sie nicht in die Burg hereinlassen."

„Warum nicht gar."

„Es wäre das Dümmste nicht, Junker. Mit ihrer Hilfe könnten wir rasche Arbeit mit den Bauern machen."

„Still, still. Der Schneider kommt."

„In der That schritt der Hauptmann Lenz Mayer mit einer stattlichen Begleitung heran.

„Nun, Herr Junker, ich hoffe, Ihr habt gute Abmachungen getroffen", begann er. „Wie steht's mit dem Lösegeld?"

Einige Secunden lang sah ihn Junker von Hohnack überlegend an, als ob er im Augenblick noch nicht recht einig mit sich sei. Dann antwortete er aber prompt:

„Wir werden noch einige Tage warten müssen, Herr Hauptmann."

„Er hat es also zugestanden?"

„Natürlich. Was sollte er weiter thun? Entweder Lösegeld oder Tod. Da blieb keine lange Wahl."

„Wieviel wird er bringen?"

„Dreitausend Gulden, tausend Gulden pro Kopf."

„Das ist zu wenig, Junker", ereiferte sich Lenz Mayer heftig. „Das ist viel zu wenig. Unter fünftausend Gulden gebe ich sie nicht heraus."

„Nur gemach, Herr Hauptmann. Ich habe fünftausend verlangt, wie wir's vorher abgemacht haben, aber er erwiderte mir, daß er eine solche Summe jetzt, bei den unruhigen Zeiten, nicht aufbringen könne. Was war zu thun? Laßt ihn nur erst die dreitausend Gulden bringen. Das Uebrige wird sich schon finden."

SLUB
Wir führen Wissen.